

Erebrte Feindschaft.

Original-Roman von B. Coron.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Blick wurde erst wieder freundlich, als sich ein Fenster des in rosigem Sonnenglanz schwimmenden Gebäudes öffnete und Gisberts lachendes Kindergesichtchen erschien.

Der Kleine winkte, die Gardine als Flagge benutzend, und jauchzte, daß es wie das frohe Gezwitscher eines Vogels klang.

„Ich komme, ich komme!“ rief der Gutsbesitzer. Schon auf der Treppe kam ihm sein Söhnchen entgegen, die Farbe der Gesundheit auf den sanftgerundeten Wangen, eine herrliche, sich prächtig entfaltende Menschenblüte, und verkündete voll Eifer: Die Tante läßt eben den Kaffee auftragen, sie hat heute Nacht gebaden... Du, das ist aber ein Kuchen! Ganz braun und voll Rosinen und Mandeln. Ich habe ihn schon gesehen. Na, der muß himmlisch schmecken.“

Das rote Züngelchen fuhr gierig um die vollen Lippen.

„Wut, schäme Dich, Du Beckerman!“ begann Volkmar zu schelten, aber es war ihm nicht ernst damit, denn er lachte plötzlich ebenso vergnügt wie der braunlockige Knabe und küßte immer wieder von neuem den schwelenden Mund und die großen, strahlenden Augen, zwang sich aber dann, ernst und streng zu sein und sagte: „So, jetzt gehe ruhig und manierlich neben mir her und hüpf nicht fortwährend wie ein Gummiball in die Höhe. Ein zehnjähriger Junge muß doch schon wissen, was sich gehört.“

„Ja, freilich, Papa.“ stimmte Gisbert ganz kleinlaut bei, niedergedrückt von dem bemittigenden Bewußtsein, sich zu kindisch benommen zu haben.

So ruhig und langsam wie ein alter Mann kletterte er die Stufen empor, zupfte aber dann doch wieder den Vater am Ärmel und küßerte: „Du —“

„Nun?“

„Wie sieh's denn mit dem Füllen und dem Jagdhund?“

„Ach was! Reite auf Deinem hölzernen Pferd. Das wirst Dich wenigstens nicht ab.“

„Ich mag's nicht mehr! Es glökt mich immer so dünn an, mit seinen Porzellanaugen. Und der Waldmann, nein, was das für ein lieber, netter Kerl ist! Eine Nase, so schwarz wie — wie'n Tintenfler in dem weißen Gesicht, und Pfoten, so weich wie ein Kuchenteig, und wenn ich ihm pfeife — hör mal — ich kann's schon — da läuft er hinter mir her. Na — und weißt Du — Tanten“

„Was — Reitunterricht?“

Nun war Gisbert nicht mehr zu halten. Die Fülle der Ereignisse überwältigte ihn. Mit dem weithin schallenden Jubelruf: „Tante, Tante, der Waldmann gehört mir, und Du kriegst Deine fünfzig Pantoffeln, nein, Deine fünfzig Pfennig wieder, und ich bekomme Reitschule!“ säumte er ins Zimmer.

„Was soll denn das vorstellen? Seid Ihr alle Beide toll geworden?“ fragte Hanne grämlich.

„Nein, nein,“ erwiderte Volkmar lächelnd. „So schlimm steht es, Gott sei Dank, nicht. Ich habe einfach vergessen, dem Jungen etwas mitzubringen. Dafür bekommt er jetzt das Füllen und den Jagdhund und soll reiten lernen.“

„Na, meinertwegen! Du wirst ihn ja hübsch verwöhnen,“ grollte sie, aber ihr rundes, beständig erhitztes Gesicht sah gar nicht böse aus, und als Gisbert jammerte, daß er kein Halsband für Waldmann habe, kramte sie in der Lade, bis sich eine breite, feuerrote Schleife mit langen Enden fand.

Triumphierend trug er diesen Schatz davon, um seinen Schützling damit zu schmücken.

„Wie mir's scheinen will, bin ich's nicht allein, der den kleinen Burgen verzieht,“ bemerkte Walter.

„Ach, mir war es nur darum zu tun, mit Dir allein zu sein, Du siehst ja müde und abgepannt aus.“

„Weil ich schlecht geschlafen habe.“

„Läßt sich ja denken weshalb! Verlaufe doch in Gottesnamen Wegerstraß, und zieh mir fort von hier.“

„Was? — Verlaufen?“ fuhr er heftig auf. „Nicht wenn man mir eine Million dafür böte! Ich habe aus dem Gut gemacht, was es

heute ist, habe des Vaters kleinen Grundbesitz damit vereinigt und gearbeitet wie ein Knecht. Und jetzt, da der glückliche Erfolg meine rastlosen Bemühungen krönte, sollte ich mich von dieser Scholle, die mir lieb geworden ist, trennen? Da kennst Du mich aber schlecht, Hanne. Das geschieht nicht! Ganz im Gegenteil betrachte ich es als Lebenszweck, mein Eigentum zu vergrößern und immer mehr zu einem Mustergut zu gestalten. Deshalb will ich Nachbar Schröbers Anwesen erwerben, vorausgesetzt,

Der Ahnherr des Elefanten.



Kopf des Mastodons.

der vor einigen Wochen in Amerika von Erarbeitern aufgefunden wurde. Das Mastodon (Bisenzahn) ist eine ausgestorbene Rüsselergattung, die sich von den in ihrem Gesamtbau ähnlichen Elefanten hauptsächlich durch die Begabung unterscheidet. In jedem Kiefer waren meist zwei oder mehrere Backzähne in Tätigkeit, welche zähneförmige, zu Duerjochen vereinigte Höcker trugen. Außer den langen, wenig gekrümmten Stoßzähnen im Körper trugen einige Formen auch kleinere im Unterkiefer. Man kennt jetzt eine große Anzahl von Arten aus den mittleren und oberen Tertiergebilden aller Weltteile mit Ausnahme Australiens.

Pantoffeln waren nicht viel wert. Die hat sie für fünfzig Pfennig auf dem Jahrmart gekauft. So viel kann ich ihr auch aus meiner Sparbüchse ersetzen.“

„Schon gut, mein Junge, Du sollst Deinen fünfziger und Deinen Waldmann behalten,“ versprach Volkmar dem kleinen, aufgeregten Mann, der nun doch wieder jubelnd emporschnellte, und, die günstige Gelegenheit ergreifend, weiter parliamantierte: „Ja, schenkt Du mir denn das Füllen auch?“

„Natürlich, Du sollst Reitunterricht haben.“

daß wir uns einigen. Das wird heute noch in Ordnung gebracht.“

„Wir kann's ja recht sein. Ich dachte nur, weil Dich hier doch alles an einen schmerzlichen Fehlschlag erinnert, so wäre es besser, wenn wir irgend wohin gingen, wo Du vergessen könntest.“

„Ach, höre mir auf damit! Vergessen und vergehen, das sind Worte, die gar keinen Sinn für mich haben. Läge das Meer zwischen mir und Hans Werner, so würde ich doch ewig an das Unrecht denken, das er mir zugefügt hat.“

„Wenn ich Dich so reden höre, wird mir angst und bang. Es kommt nichts Gutes dabei heraus, wenn zwei Menschen, die sich hassen, denselben Fleck Erde bewohnen. Und nimm mir's übel oder nicht — ich finde, daß Du seinen vernünftigen, stichhaltigen Grund hast, ihm so feindselig gesinnt zu sein.“

„Ich bin's, weil er unehelich an mir gehandelt hat! Versteht Du das wirklich nicht?“

„Nein!“

„Nun, dann gehen unsere Ansichten von Rechtlichkeit eben sehr weit auseinander. Wäre ich später als Werner gekommen und hätte gewußt, daß ihm Margot so gut wie verlobt ist und nichts gegen die Wünsche ihres Vaters einzuwenden hat, so würde ich es als Schurkerei betrachtet haben, mich dem Mädchen heimlich zu nähern. Daß er es tat, war ein verwerflicher Streich von ihm und keines Ehrenmannes würdig.“

„Das junge, unerfahrene Ding hat Dich eben nicht geliebt, Walter.“

„Ich hätte ihre Liebe gewonnen, wäre er nicht dazwischen getreten.“

„Wilde Dir doch so was nicht ein und danke Gott, daß sie ihr Herz rechtzeitig erkannte. Gibt es denn was Gräßlicheres, als ein Wesen an sich gefesselt zu haben, das sich beständig hinweghehlt! Den Körper kann man festhalten, die Seele nicht. Ich sage nochmals und mit vollster Ueberzeugung: Sei froh, daß es so kam. Ihr hättet eine unglückliche Ehe geführt.“

„Warum rede ich denn mit Dir über Dinge, die Du nicht verstehst? Sprechen wir überhaupt nicht mehr davon, oder der Aufenthalt in diesem Hause wird mir arg verbittert werden.“

„Schon recht! Ich war niemals eine Schwabazuge und komme gewiß nicht neuerdings auf die leidige Geschichte zurück.“

Sie erhob sich ein wenig gekränkt und begann den Tisch abzuräumen.

„Weiß doch sitzen. Ich habe Dir noch was anderes zu sagen.“

„Na also — ich höre.“

Mit einem lauten Ruck ließ sich die kleine, aber gewichtige Person wieder auf den Stuhl fallen.

„Gisberth soll die Schule künftig nicht mehr besuchen.“

„Was? — Willst Du denn einen Willen aus ihm machen?“

Keineswegs, wohl aber beabsichtige ich, einen Hauslehrer zu engagieren. Meine Verhältnisse gestatten mir ja diese Ausgabe.“

„Einen Hauslehrer? Ja, warum denn?“

„Weil mir Herr Huber mißfällt.“

„Du kennst ihn ja kaum.“

„Ich bin früher schon mit ihm zusammengetroffen, und der Zufall hat ihn mir heute in den Weg geführt. Das ist kein Mensch, dem ich die Erziehung meines einzigen Sohnes anvertraue.“

„Die Leute sprechen das Beste von ihm.“

„Was die Leute sagen, kümmert mich nicht.“

„Er soll ein sehr frommer, streng solider junger Mann sein.“

„Ich halte ihn für einen Heuchler.“

„Es heißt, er tue sehr viel für seinen armen Oheim!“

Wollmar lachte und klopfte sie auf die Schultern.

„Du bist eine gute, ehrliebe Seele, Hanna, aber naive wie ein Kind. Ich habe mir meine Ansicht über Dunkel und Neffen und über die Gründe der aufopferungsvollen Handlungsweise des letzteren gebildet. Gisberth soll er nicht nach seinem Mutter formen. Deshalb werde ich mich ohne Bödern nach einem geeigneten Erzieher umsehen. Lasse das meine Sorge

sein und traue mir zu, daß ich weiß, was für meinen Sohn das Beste ist.“

„Ich will Dir nicht dazwischen reden,“ erwiderte sie, mit ihrer Schürze einige Kundenkrümelchen von der Tischdecke wischend. „Aber man wird es Dir als Hochmut ansehen, wenn der Kleine nicht mehr mit den anderen Kindern auf der Schulbank sitzt.“

„Meinetwegen! Ich hänge von niemand ab.“

„Wenn Dir das Gerede gleichgültig ist —“

„Vollkommen.“

„Na — denn man zu: Du bist Herr im Hause.“

Etwas geräuschvoll stellte sie Tassen und Zuckerbüchse auf das Tablett und ging ihren häuslichen Obliegenheiten nach.

Damit war die Streitfrage erledigt, und kaum zwei Wochen später traf ein gut empfohlener Hauslehrer auf Gut Weyerstraß ein.

Wie Hanna vorausgesehen hatte, gab es viele, die spöttisch lächelnd die Ähneln suchten und sagten: „Vollmar fängt an, sich auf den großen Herrn hin aus zu spielen. Warum auch nicht? Er kann es ja. Hat erst wieder das Nachbar-Gut angekauft.“

Sprach man mit Huber darüber, so enthielt sich dieser jeder tadelnden Bemerkung, aber es war doch leicht zu sehen, daß er sich beleidigt und zurückgesetzt fühlte.

5. Kapitel.

In der Oberförsterei war wirklich das Glück eingezogen, besonders seit der Himmel dem Ehepaar zwei liebliche Töchterchen geschenkt hatte. Hans schwelgte in der Sonne sicheren Besizes und vergötterte sein junges, liebliches Weib. Sein Beruf beehrte ihn, er genoß die Gunst des Fürsten, welcher sich ihm bei jeder Gelegenheit geniert zeigte. Dazu kam, daß das alte Forsthaus im Sommer einen wahrhaft paradiesisch-schönen Aufenthalt bot. Der große, etwas verwilderte Garten war gerade deshalb, weil er einer Wildnis gleich, so kühl und schattig.

Rosen in allen Farbtönen hauchten betäubenden Duft aus. Bergämeinnicht ummurcherten das moosbewachsene Wasserbecken, in dessen Mitte sich eine Gruppe von Nixen und Tritonen erhob. Rechts davon stand ein halb zerfallenes, durch herabgestürztes Gestein versperrtes Tempelchen, dessen gerostene Säulen Schlingpflanzen in üppiger Fülle umrankten. Im Sonnenglanze sahen die Wiesen wie buntgeflickte Teppiche aus. In einem anderen Teile des Gartens traf man auf ein zerbrockeltes Steinbassin, aber dieses war längst ausgetrocknet und gleich einem großen Blumenkorb. Der Luitpold hatte wohl schon seit Jahren allerlei Samen dorthin verweht. Neben weißen Margaritaken wuchsen hohe, schlankte Lilien. Auf dem Rande des Bassins konnten sich zuweilen smaragdene Eidechsen, und wenn man näher trat, flog ein ganzes Heer surrender Vienen und Käfer auf.

Margot ging wenig fort, nur von Zeit zu Zeit zu dem Vater. Oberamtmann Harden wurde nämlich bequem und machte den weiten Weg nach der Oberförsterei nicht gern. Die junge Frau meinte, es könne nirgends schöner sein als in ihrem Heim und entdeckte täglich irgend ein anderes, lauschiges Plätzchen. Es waren schöne, glückliche Tage und Abende, die sie an des Gatten Seite verlebte. Kam er, von seinen Berufsgeschäften lange aufgehalten, spät nach Hause, dann eilte ihm sein junges Weib, das spähend am Gartengitter stand, entgegen und überraschte ihn immer mit jenen kleinen Aufmerksamkeiten, die im Grunde so wichtig sind und doch durch die Liebe, durch die Absicht, zu erfreuen, einen hohen, unschätzbaren Wert gewinnen. Dann ging ein zärtliches Tändeln und Rosen an, und Hans war zu Mute, als leere er stets von neuem den Becher höchster irdischer Lust. Er fühlte sich durch eine gewisse Neigung, die der Fürst für ihn an den Tag legte, zu einer wichtigen Persönlichkeit emporgehoben. Selbst der Oberjägermeister von Anorr nannte ihn jetzt „Mein lieber Herr Oberförster“ und sah nicht mehr mit vornehmer Gleichgültigkeit über ihn hinweg. Ja, Werner genoß sogar die Ehre, den zur Exzellenz avancierten mehrmals bewirten zu dürfen, und dann klopfte ihn der Oberjägermeister vertraulich auf die Schultern und sagte: „Lieber Werner, Sie sind ein

beneidenswerter Mensch. Haben ein kleines Francken, dessen Gastfreundschaft Könige und Kaiser entzünden müßte, und zwei engelsschöne Kinder. Gestattete mir kürzlich Seiner Durchlaucht viel von Ihnen und Ihrer Häuslichkeit zu erzählen.“ — Das Gehalt reichte für ein sorgenloses, behagliches Leben aus, und Hans konnte mit der nur wenigen gegönnten frohen Empfindung ungetrübter Zufriedenheit den Tag beginnen und beschließen.

Katharina sah man höchst selten. Sie lebte einsam und zurückgezogen, wie es ihr seit einer Reihe von Jahren zum Bedürfnis und zur Gewohnheit geworden war, und nahm die Mahlzeiten meistens auf ihrem Zimmer ein. Seit der Sohn sich sein eigenes, behagliches Hauswesen gegründet hatte, blieb sie auch ihm fern. Er mußte die Mutter aufsuchen, wenn er mit ihr sprechen wollte; denn Margots uner müdliche Bitte: „Setz Dich an unseren Tisch,“ wurde stets kühl dankend abgelehnt.

„Was soll ich denn bei Euch?“ erwiderte die Witwe eines Abends. „Ihr seid zwei junge, ins Leben hineinflürende Menschen, und ich habe mit allem längst abgeschlossen. Ihr glaubt noch an ein unvergängliches Glück — ich weiß, daß es kein solches gibt. Bleibt für Euch und laßt mich für mich bleiben. So wird es am Besten sein. Ich will Euerer kurze Freude nicht verbittern.“

„Warum muß sie gerade kurz sein, liebe Mutter?“ küßte die junge Frau besangene.

„Weil diese Welt nur ein Prüfungsort ist.“

„Wir sollen doch an einen gütigen Gott glauben.“

„Ja, gütig insofern, als er uns durch Nacht und Leiden auf den richtigen Pfad leitet.“

„Weshalb kann er das nicht auch im Glanze frohen Sonnenscheins, wenn er allmächtig und ein liebevoller Vater ist?“

„Darin liegt eben das ewige, unergründliche Geheimnis seiner Macht.“

„Nennst Du seinen Willen unergründlich, so kannst Du doch auch nicht den Schlüssel zur Lösung des heiligsten Rätsels gefunden haben. Hätte Gott diese Welt so berückend schön gemacht, wenn wir angesichts ihrer Wunder immer in Saad und Asche trauern sollen? Ich meine, man dankt ihm besser durch frohes Genießen der herrlichen Gaben, als indem man finstler und freudlos daran vorübergeht.“

„Das frohe Genießen reißt uns zu leicht in den Taumel des Vergessens hinein, und der Herr sagt: Du sollst mich über alles lieben. Lust Du das?“

„Lust Du es selbst, Mutter? Steht Dir Hans nicht näher?“

„Nein,“ erwiderte Katharina, sich aus ihrem Armstuhl aufrichtend und die hagere Hand wie beschwörend auf die Bibel legend, „nein, er steht mir nicht näher, denn Gott hat ihn mir gegeben und Gott kann ihn mir nehmen, und was der Gerechte über Himmel und Erde beschließt, das ist wohlgetan. Wie Abraham wäre ich bereit, ihm das einzige, was mir auf der Welt noch teuer ist, meinen Sohn, zu opfern.“

Erschrack mich Margot zurück. Die düstere, verzehrende Flamme in diesen schwarzen, tief eingesenken Augen erschrack sie. Von furchtbarer Bewältigung gepackt, als vermüde sie in der dumpfen Luft des halb dunklen Zimmers nicht mehr Atem zu schöpfen, eilte das junge Weib ins Freie. Ach, wie süßlich und erquickend ihr da der frische Nachtwind entgegengewehete. Es war gerade, wie wenn weiche, schmeichelnde Hände mit ihrem lose aufgestellten Haar gespielt und über ihre heiße Stirn gestrichen hätten. Millionen von Sternen funkelten an dem wolkenlosen Firmament, und der Mond breitete flimmernde Silberflehler über die schlummernde Landschaft.

Hier wich das heilige Grauen schnell, um einer Empfindung süßen Glücksbewußtseins und unschuldvollen Friedens Platz zu machen. Warum fürchtete sie sich auch vor der armen, alten Frau, die ihrem Hans doch immer eine so treue, aufopfernde Mutter gewesen war?

Was konnte Katharina dafür, wenn das ranhe Schicksal eine Einsame, Verbitterte aus ihr gemacht gemacht hatte, deren von Tränen getriebenen Augen jeder helle Sonnenstrahl weh tat und die sich welt-



milde nur dem Himmel zuwande! Wer ihr auf diesem Dornenweg nicht folgen wollte, den zwang ja nichts dazu. Sie lebte, einer fast krankhaften Zurückgezogenheit huldig, in ihrem stillen Winkel, abgestorben für alles Frische und niemand in seinen Freuden störend.

Werner war über Land gegangen, um wegen Holzverkaufs zu unterhandeln. Nun wartete Margot auf ihn und blickte sehnsüchtig nach der Richtung, von welcher er kommen mußte.

Der Hochwald rauschte und brauste, während man im Tal kaum einen sanften Lusthauch fühlte. Gleich einem Silberband schlängelte sich der Weg vom Forsthaus den Berg hinan. Dort zwischen den Tannen, auf steiler Anhöhe, mußte der Heimkehrende hervortreten — und jetzt — ja — jetzt erschien wirklich eine hohe Männergestalt, verschwand aber wieder im Schatten der uralten Bäume. Das Herz der sehnsüchtig Harrenden begann lebhafter zu klopfen, als der Mann, dessen dunkle Umrisse sie von Zeit zu Zeit wahrnehmen konnte, eilig und sicheren Schrittes herabstieg.

Margot öffnete das Türchen, lief mit ausgebreiteten Armen den Weg hinan und stand plötzlich vor Volkmar.

Eine Minute schwülen Schweigens folgte. Der Gutsbesitzer hatte grüßend den Hut abgenommen und wollte nun seinen Weg fortsetzen.

Da wurde es der jungen Frau so weh zu Mute, als wende sich ein getränkter Bruder zürnend von ihr ab.

„Nein, so stumm und fremd wollen wir doch nicht aneinander vorübergehen,“ sagte sie bewegt. „Wir waren ja immer gute Freunde, die sich gegenseitig das Beste wünschten.“

Jögernd nahm er die kleine Hand, die ihm entgegenstreckt wurde und erwiderte:

„Gott weiß, daß mir Ihr Wohl wie immer am Herzen liegt. Sind Sie glücklich?“

„D ja, ich bin's!“ Dieser frohe Ausruf kam aus tiefster Seele. „Aber ich wäre es in erhöhterem Grade, wenn es mir gelänge, den alten, traurigen Zwist beizulegen. Das würde ich als meine schönste, lebensreichste Tat betrachten. Es tut mir so weh, daß zwei Männer, die würdig sind, den innigsten Freundschaftsbund zu schließen und die vereint das Beste wirken könnten, sich schroff und feindselig gegenübersehen.“

„Was das betrifft, kann ich Ihnen leider kein Entgegenkommen zeigen,“ sagte Volkmar und wollte seine Hand zurückziehen, die jedoch festgehalten wurde.

„Warum denn nicht?“ fuhr Margot bittend fort. „Ich will ja mit Freuden, soweit möglich, vermitteln. Muß denn der Vater Streit auch die Söhne entzweien? Steht es unerhütterlich fest, wer damals Recht, wer Unrecht hatte?“

„Erlaßen Sie mir die Antwort.“

„Nein, Walter! Sie sind darüber ebenso wenig im Klaren, wie Hans und ich. Es mag vielleicht nur von einer Seite, es mag aber auch von beiden gefehlt worden sein. Am Geschehenen läßt sich nichts ändern, doch die Gestaltung der Gegenwart und Zukunft hängt, bis zu einer gewissen Grenze, von uns ab. Muß sie denn düster und unfreundlich bleiben? Ich sage nein! Man könnte sie besser nützen als zu kleinlichen Reibereien.“

„Ich erkenne Ihre gute Absicht, aber tief eingewurzelte Antipathien lassen sich eben nicht so ohne Weiteres aus der Welt schaffen.“

„Das verlange ich ja auch garnicht, hoffe aber auf den besänftigenden Einfluß der Zeit. Ich meinte vorhin, Hans käme hier herunter. Daß der Zufall nun uns beide zusammenführte, erscheint mir als ein gutes Zeichen und als ein Wink, eifrig und unablässig an dem Versöhnungswerk zu arbeiten. Lassen Sie mir doch meine frohe Zuversicht. Ich will ja das Beste, und es wäre gar zu schön, wenn wir als freundliche Nachbarn auf diesem herrlichen Fleckchen Erde leben würden.“

Sie hatte sich in so großen Eifer hineingerebet, daß ihre Wangen wie zwei dunkelrote Rosen glühten.

Volkmar hörte kaum, was sie sprach, vertiefte sich aber in den Anblick dieser keuschen Lieblichkeit. Das weiße, weiche, warme Händchen lag immer noch in seiner Rechten und er streichelte es so sanft wie einen kleinen gefangenen Vogel.

Plötzlich teilten sich die Tannenzweige, und Werner, der den kürzeren Abstieg durch das Dickicht gewählt hat, trat hervor und blieb unangenehm überrascht stehen.

Walter ließ die Hand der jungen Frau fahren, grüßte mit kühler Höflichkeit und gina.

„Was soll denn das?“ fragte der Oberförster schroff, als sich Margot an seine Brust warf.

„Ich lief vorhin hier herauf, weil ich meinte, Du kämest,“ erwiderte sie unbefangen, „und konnte dann doch nicht umhin, dem Freunde meines Vaters ein paar gute Worte zu sagen. Glaube mir, Volkmar ist nicht schlecht, er hat ein ehrliches Gemüt. Es würde mich sehr glücklich machen, wenn Ihr einander näher treten wolltet.“

„Ach, fange nur nicht wieder von der alten Geschichte an!“ rief er mißgelaunt. „Ich habe nichts mit ihm und er nichts mit mir zu schaffen. Mich kümmert Gut Weyeritrah ebenso wenig, wie ihn die Oberförsterei zu kümmern braucht. Gehen wir uns gegenseitig aus dem Wege! Das wird unter allen Umständen das Klügste sein. Ich wüßte wahrhaftig nicht, wie wir beide dazu kämen, etwas anderes zu tun!“

Sie schwieg ganz verschüchtert. Dann sagte ihr aber eine innere Stimme: „Strecke die Waffen nicht zu schnell, Du kämpfst ja für einen guten Zweck,“ und deshalb begann sie von neuem: „Ihr beurteilt Euch gegenseitig ganz falsch.“

„So?“

„Ja. Raum je wird es zwei ehrenhaftere Charaktere gegeben haben.“

„Das ist Aufstachelerei.“

„Nein, es ist Sache der Ueberzeugung. Du kennst Walter nicht so lange und so genau, wie ich ihn kenne.“

„Das mag sein, ich weiß ja allerdings nur, daß er mir das Fortkommen nach besten Kräften erschwerle.“

„Und gerade darin irrst Du. Einer Gemeinheit, einer verächtlichen Hinterlist ist Volkmar durchaus unfähig. Was das betrifft, stehe ich für ihn ein.“

„Wie kommst Du überhaupt dazu, für ihn einzustehen und meinem Feinde das Wort zu reden?“

„Deinem Feinde? — Wäre er das, so würde ich ihn fliehen wie eine giftige Schlange. Es ist aber keineswegs so. Du weißt doch, daß er um mich warb und daß es meines Vaters Wunsch war, mich ihm zu vermählen. Ich wählte Dich. Er hätte ja ein höchst kalter und oberflächlich empfindender Mensch sein müssen, wäre es ihm möglich gewesen, sich leicht und schnell darüber hinwegzusetzen. Aber nun, da die Würfel einmal gefallen sind und da er weiß, daß ich nur an Deiner Seite glücklich werden konnte, denkt Walter doch zu groß und zu gerecht, um Dir noch fernerhin unverfönllich zu grollen.“

„Ah — das nenne ich wirklich einen Zug bewundernswerten Ebelmutes!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Not gehorchend.

Roman von H. von Gersdorff.

(Nachdruck verboten.)

„Wohl ist Arkadien entflohen:
Des Lebens bester Frucht gedeiht.
Durch sie, die Mutter der Heroen,
Die ehrene Notwendigkeit.“

1. Kapitel.

Nachtblau, leise wallend, wie ein sich ruhig pulserendes Herz, liegt das Meer. Breit und weich schmiegen sich die Bogen an den schimmernden, weißen Strand der „Côte d'Azur.“

Der Abend steigt empor an der Riesentüppel des tiefblauen, ruhigen Himmels, steigt herauf in seinen märchenhaften Schleiern, leise wallend, Schleier in

Schleier, Farbenzauber in Farbenglut, unsagbar bimmlich, sich ausbreitend im Farbenglanz, wie ihn die Erde nicht kennt, unbeschreiblich für Pinjel und Feder — das Geheimnis des großen Malers hoch darüber.

Und darunter, wie hinausgeworfen in das Meer, liegt auf dem Felsenplateau das Jümel von Menschenhand, an Farben und Formen schöne, im stolzen, maurischen Bogenbau — Jétes de la Promenade, das tuerelle, vornehmste Restaurant Nizzas, Café und Spielsalon zugleich, wo zuweilen feinhafte Feste gefeiert werden — internationale Rendezvous — wo alle irdischen Welten durcheinander gleiten, nebeneinander stehen, Mensch zu Mensch, Schulter an Schulter, sich neugierig mustern, ohne zurückzuweichen, einen Blick zu erhaschen in die so ferne Welt, in welcher die eine und die andere lebt. — Und keines von beiden, die in solch' wunderbaren Nächten nebeneinander durch diesen glühenden Erdenglanz schreiten, ganz ohne Meid — denn jeder, hüben und drüben über der „Grenze“, besitzt etwas — ein Monopol — was ebenso begehrenswert, als unerreicher ist für Neugier oder Meid . . .

Auf der schier endlosen Promenade des Anglais, vorüber an der Jétes de la Promenade, vom halbrunden Bogen des Quai du Midi zum Prachtbau des Hotel Westminster — eine glänzende Schlange, sich träge bahnend, und windende Menschen, Menschen dicht aneinander — blühende Jugend, zitterndes Greisentum, knospende Angesichter junger Mädchen vom häßlichen Lächeln blasterer Lebemänner begrüßt, weibliche Schönheit im vollen Glanz, gehoben und verklärt durch phänomenalen Toilettenluxus, von größerem oder kleinerem, aber dann vielleicht desto erquisterem Hofstaat umgeben und gefolgt, angehaunt, bewundert, beneidet! Ach — ob wohl immer mit Recht? —

Ein Hauch Puder, ein Tupfen Schminke nimmt die Spuren der heißen Tränen, die in verschwiegener Nacht auf geringene Hände fielen, die jetzt so anmutig lässig mit dem Niesentraub duftender Nivieraveilchen, dem Spikenschirm, der langheltigen Goldlornette koltetierend ländeln, während die schöne Berühmtheit oder berühmte Schönheit den tödlichen Schmerz im stummen Busen bändiget, wenn unter all' jenen Bewunderern, Reibden, Verehrern jene eine heiß ersehnte Gestalt in dem großen Menschenstrom nicht mehr zu finden ist oder gleichgültig vorüberschreiten mit eisigem Gruß, einer neu aufgetauchten Herrscherin der „Saison“ hulbigend zu folgen.

Und dort wieder, dicht daneben, Erscheinungen von schlichtester Toilette und unnahbarer Vornehmheit. Unter dem anspruchslosen, grauen Bodenstoff des Kleides leise rauschend mit der kostbaren Seide des Futters und Jupons — die wittliche „Grande Dame“. Sich unter allen Umständen vorteilhaft abhebend von dem bunten, flimmernden Schimmer und Scheinglanz umher und daneben oft heißere, wahrere Bewunderung erweckend bei dem Manne, der lachend und Cour machend jener zur Seite schlendert, weil er sich dieser nicht zu nahen magt.

Und hier und dort das Glend, die Krankheit, der Tod, bleiche, hohläufige Angesichter mit dem schrecklichen Zeichen in dem fieberhaften Glanz des Blickes, der die vorüberauschenden Schönheiten trifft, dem sie entsezt ausweichen, als habe der Tod selbst ihnen bewundernd zugeneigt. In Krankenstübchen und geschobenen Wagen die Leidenden, die ihre letzte Hoffnung nach dem Süden führten. Auf und nieder werden sie gefahren von ihren Dienern und Wärtern, um jetzt bei Beginn des Abends, der seinen Farbenschleier am Horizont aufzurollen beginnt, kühlere Luft bringend, von der großen Promenade zu verschwinden.

Reihen von bequemen Sesseln und Rohstoffhühlen ziehen sich zu beiden Seiten der Jétes de la Promenade, ziemlich der Mittelpunkt der Promenade hin, besetzt von einer Menge Leute, die gern in bequemer Nähe das farbenreiche, bunte Bild an sich vorübergleiten lassen, plaudernd, beobachtend, in kleineren und größeren Gruppen. Meinungen und Ansichten austauschend über die Vorübergehenden — medifizierend, spöttelnd, — selten bewundernd — alte

Bekannte und neue Erscheinungen grüßend oder mißuernd. Natürlich oftmals eine mehr oder weniger auffallende oder elegante oder vorgehene Frau, der Mittelpunkt einer kleinen Gesellschaft, der sie vorübergehend für die Stunde hier präsiert, ehe man sich in die verschiedenen Hotels zum Diner zurückzieht.

Es waren zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, die auch nicht mehr ganz jung war, Mutter und Tochter, wirkliche „Grandes Dames“, die heute wie immer in der geschüttesten, angenehmsten Ecke dicht neben der „Setée“, auf der vordersten Stuhlreihe Platz nahmen, um dem interessanten Abendvergnügen Nizza, dem „Blaubern“ über andere, ein wenig zu fröhnen.

Was gingen sie auch am Ende hier die anderen an! Darum brauchte man weiter kein böses Gemüt zu haben, um hier in Nizza ein wenig oder auch ein wenig sehr zu spötteln, zu medisieren, zu — klatschen.

Fremd unter Fremden, durch Welten aber für alle Zeiten geschieden von jenen, die man vielleicht niemals wieder sah und überhaupt je sprach, und von denen man nichts hörte außer vorüberzischwundene Worte oder ein verklingendes Lachen, und von denen man nichts spürte außer den Duft, der je und je aus den Falten einer Seidenrobe wehte, — oder das „Je ne Sais Quoi“, das den wirklich vornehmen Mann — und jenes andere, undefinierbare Etwas, das den Abenteuerer umgab.

Die jüngere, eine Frau — wahrscheinlich Witwe, alles an ihr machte so den Eindruck, daß sie vermählt gewesen, nun aber frei, ganz frei war — schien das Gegenteil der Mutter.

Blond, sabblond, blaß, vornehm, oh, und wie vornehm, mit einem trägen Lächeln und müden Augenaufschlag, der ab und zu ein recht schönes, großes Auge zeigte, aber ein Auge ohne Glanz, ohne Leuchtkraft möchte man sagen. Liebertrieben einfach in der Toilette, beinahe einen Schritt über die Grenze zur gefuchten Häßlichkeit.

Was bei der Mutter lustiger Spott war in den Mundwinkeln, war bei ihr fast — besonders wenn sie lächelte — bitterer Hohn.

Wo die Mutter amüsierte, verletzte die Tochter, mit vielleicht denselben Worten.

Von dem kleinen Hofstaat, den diese beiden interessanten Damen der Berliner vornehmen Welt hier umgab, wußte niemand, ob dies ganze Wesen, diese belebende Gleichgültigkeit Natur oder angenommen war.

Dennoch war sie, die jüngere — ihr Name war, wie der ihrer Mutter: Frau Gräfin Gallerstadt — in ihrer Art nicht uninteressant.

Ihre Freunde wollten behaupten, daß es Momente gäbe oder nur einen Moment, wo die Bläuertheit lebhafter Erregung wich, wo sie die trägen Lider öffnete und — lebte, so zu sagen. Nämlich, wenn sie am Spieltisch von Monte Carlo stand oder saß, denn sie gehörte zu denen, die dort zu sitzen pflegen, und das sind die Dilettanten der schönen Spielkunst.

Ja — Kunst! Denn so ganz Hazard und Spiel der Schicksalslaune ist das „Zeu“ im Paradies des Teufels denn doch nicht.

Wunder, fast ungeduldig glitten die lichtblauen, scharfen Augen der älteren Gräfin die Promenade hinaus und hinab, und der lustige Spott in ihren Mundwinkeln war heut' um eine Nuance schärfer als gewöhnlich. Augenscheinlich suchte oder erwartete sie jemand.

In der Hand hatte sie ein steifes, gelbliches Briefkuvert mit einem gepreßten Doppelwappen, und während sie ihre ungeduligen Augen spazieren schickte, klopfte sie damit heiter den Takt einer Melodie in

die Fläche ihrer linken Hand, welche ein perlgrauer, tabellos sitzender Handschuh bedeckte.

„Es wär' schade, wenn sie heut' gar nicht oder zu spät kämen, Sibdy.“

„Ja, und Mama käme dann um die Schadenfreude,“ lächelte Gräfin Sibonie, ihre Mutter mit blasphemem Lächeln betrachtend.

„Nanu, Schadenfreude, nicht allein — ich muß gestehen, daß ich außerdem auch noch eine andere, eine rein ästhetische Freude an der Geschichte habe.“

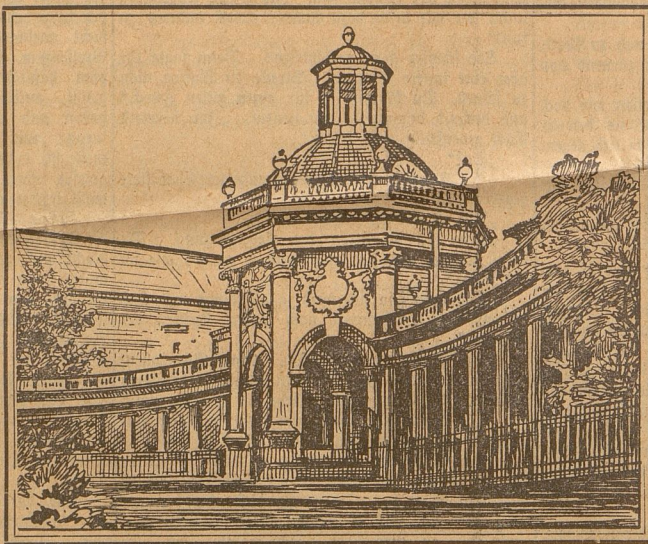
„Die teile ich nicht unbedingt! Die erstere eher. Gott, die langen Gesichter — mehr als eines steigt vor meinem Geiste auf. All' die verlorene Liebesmüh', welche heut' unter diesem lachenden Himmel spazieren gehen wird!“

„Er ja! Ich will's meinen!“ lachte die Mutter herzlich. „Begreife auch nicht, wie sich Lenzdorff, der doch sonst den Kopf auf dem rechten Fleck hat und gerade kein Gef' ist, da überhaupt Hoffnungen machen konnte, solch' ein kleiner Infanterieleutnant —“

„Er hat sich aber welche gemacht! Jeden Tag wurde er feiner, patenter, reifer, so zu sagen ehemannlicher —“

„Und Azleben jünger und lebhafter.“

Vom Erdbeben auf Jamatha.



Kings House in der spanischen Stadt.

„Sicher. Auch der! Es war ein Vergnügen, sie bei Tische zu sehen, wie sie jeden Tag einen anderen Zauber spielen ließen —“

„Ich dachte auch wirklich' mal, daß unser schneidiger Oberst mit seinem schmelzenden Gesang Chancen hatte, dies prächtvolle Zeu zu gewinnen —“

„Ich nie,“ war die lakonische Antwort.

„Du meinst, es wäre immer so gekommen?“

„Mich hätte die allerinadäquate Kombinationsgabe täuschen müssen, wenn es nicht so kam.“

„Ja, ja. Natürlich. Aber Du weißt, Sibdy, daß eben allzu oft solch' ganz einfache Kombinationsgabe täuscht, und das ganz natürliche, Einfache, Begreifliche auf die allernatürlichste Weise nicht eintrifft, und man sich ärgern muß — einfach ärgern — über den hellen Uninn, den die Menschen da oft einfädeln. Darum sagte ich Dir vorher auch, daß nicht nur die einfach menschlich schöne Schadenfreude mich momentan erfüllte, sondern auch eine bessere, reinere, liebes Kind — denn ich kann kaum sagen, wie ganz ganz außerordentlich passend — — aber da kommen sie ja! — Das ist nett! — Azleben natürlich mit einer roten Nelke im Knopfloch — soll aussehen wie ein rotes Bändchen der Ehrenlegion.“

„Ja, ist doch ein Stückchen Narr, der gute Oberst. Ich glaube, er nähr'n nicht übel, wenn

man ihn für einen Erzfeind seines edlen Vaterlandes, einen Franzosen hielte — im Gegenteil!“ —

„Stimmt schon. Aber nett ist er doch, gescheit, lebenswürdig — unerschöpflich gefällig —“

„Jedenfalls wird den kleinen Lenzdorff kein Mensch für einen Franzosen halten, und wenn er sich die edelstliche Mühe gäbe. Dazu dieses Französisch. Ciel! Freich von der Kriegsakademie und Toussaint-Langenscheids Selbstunterricht! — Es will ja fast wie Rühmheit wirken, hierher zu kommen, wenn man so in jeder Faser — jedem Wort — jeder Bewegung den preussischen Offizier repräsentiert.“

„Ganz abgesehen davon, daß es ja eigentlich für preussische Offiziere verboten ist, hierher, also in Feindesland zu gehen.“

„Nah — verboten! Er ist momentan gar nicht aktiv. — Bon soir, lieber Oberst — freue mich sehr, Herr von Lenzdorff!“

Die beiden erwarteten Kavaliere, waren mit erfreutem Lächeln, beide Damen bemerkend, herangekommen, um neben ihnen Platz zu nehmen.

„Schon viele Bekannte vorbeigekommen?“ fragte der junge Lenzdorff unbefangen, mit interessiertem Blick seiner blauen Augen die Promenade hinab schauend.

„Noch nicht,“ meinte die junge Gräfin kurz, während sie den Fächer halb vor ihr Gesicht hielt, als blende sie die gelbe Farbung des Abendhimmels. Sie konnte aber unmöglich jetzt ihr Kippenzucken sehen lassen. Es war zu böse!

Sie wußte natürlich ganz genau, daß unter „vielen Bekannten“ der junge Offizier nur eine einzige Familie meinte.

Oberst von Azleben war übrigens eine schöne, noch recht jugendliche Erscheinung. Wohlgebaut, mit dunklem Schnurrbart, kleinem Henri-Quatre und kurzgeschnittenem, schneeweißem Haupthaar, mit dunklen, lebhaften Augen, was ihm in der Tat ein etwas französisches Aussehen verlieh. Er war verabschiedet, lebte in guten Verhältnissen in Berlin, wenn er auch noch recht wohl etwas mehr Geld hätte verbrauchen können und nichts dawider gehabt hätte, seinen schönen Namen einer reichen Erbin — selbst wenn diese keinen besaß — anzuvertrauen. Lieber aber wäre es dem ziemlich adelslosen und hochmütigen Offizier gewesen, wenn er hätte alles so recht schön vereinigt finden können — vielleicht gar bei einer Ausländerin! — Glücklicherweise die Betreffende dann schon machen wollen.

Da hatte er denn gelegentlich allerhand so wirklich großartige Dinge von dem internationalen Nizza gehört, von den schwer reichen Russinnen und vornehmen Engländerinnen — (Französinen natürlich ausgeschlossen) — von den adelstollen Amerikanerinnen, die mit Brillanten bedeckt da herumspazieren sollten und — freier Herr, wie er außer seinem Freiherrn nun auch wirklich war — hatte er sich aufgemacht nach der Riviera. In seiner berühmten Gutmütigkeit hatte er sich aber einen entfernten Bekter, Leutnant von Lenzdorff, mitgenommen. Der arme Junge war bei einer Reitpartie oder vielmehr bei dem kühnen Versuch, das scheu gewordene Pferd einer Dame zu bändigen, zu Schaden gekommen. Erst war er ein Stück lang über Steinpflaster geschleift worden und dann beim Fallen unter das stürzende Pferd gekommen, während die Dame schon in Sicherheit war. Allerlei Wunden und Kippbrüche hatten ihn Monate lang dienstunfähig gemacht, und eine Erholung war ihm dringend nötig.

So hatte er sich auf ein Jahr à la suite stellen lassen und gen, ob, wie gern, das großmütige Anerbieten seines Bekters Azleben angenommen, ihn nach der Riviera zu begleiten.

Daß der gutberzige Oberst durchblicken ließ, wie er ihm keinen Stein in den Weg werfen würde, wenn es ihm seinerseits gelänge, eine von den berühmten ausländischen Erbinnen zu kapern, ließ ihn die Tour in doppelt reizvollem Licht erblicken, wie das wahrhaftig doch nur menschlich zu finden ist bei einem strebsamen, jungen Offizier, dem es äußerst schwer wurde, mit seiner mäßigen Zulage so halbwegs durchzukommen bei seinem klotten Garde-Regiment.

Leider hatte es des Schicksals Laune und Wig so gefügt, daß die Glücksschifflein beider Herren in das Fahrwasser derselben stolzen, reich getafelten Fregatte gerieten, welche sie beide ins Schlepptau nahm, ohne daß einer von dem andern je einen wahrhaften Vorprung gewann.

In dem ganzen, großen Nizza — Monte Carlo gar nicht zu rechnen (zwei Herren kann man nicht dienen!) — waren Aleben und Lenzdorff seit vierwöchentlichem Aufenthalt nur einer einzigen reichen Erbin begegnet der sie — bei gemeinschaftlichem Aufenthalt im Hotel Westminster — sich hätten in ziemlicher Weise nähern können. Und diese eine war dazu noch eine Deutsche!

Welches Glück! Keine entseztlichen Sprachqualitäten und Schwierigkeiten waren da notwendig. Man konnte so unbefangener nett und so liebenswürdig sein, wie man eben konnte, ohne nach Worten, Ausdrücken — Notabeln suchen zu müssen.

Die große Reserviertheit der Dame und ihres Vaters war freilich eine bedeutende Schwierigkeit und hätte vielleicht ein unübersteigliches Hindernis sein können, wenn nicht die Gräfinnen Gallerstadt in lebenswürdiger Weise die Vermittlerinnen gemacht hätten, so daß man sich doch zuweilen traf. In den Salon — im Lesezimmer — im Musiksaal — wo der Oberst „auf Flügeln des Gesanges“ der Gesetzerin zustreben suchte, und Lenzdorff auf dem glatten Boden des Schachbrettes mit Begeisterung die Gelegenheit ergriff, ein „Schach der Königin“ zu bieten. Er war ein ebenso vortrefflicher Spieler, wie seine Partnerin.

Immerhin blieb der Verkehr ein kühler, und eine gewisse vornehme Reserviertheit der Betreffenden war nicht daraus zu bannen.

In letzter Zeit aber hatten sich da noch Dinge begeben, welche die Jagd nach dem Glück noch bedeutend lebhafter machten und äußerst aufregend, so daß ein baldiges Galali sehr zu wünschen war: ein dritter Bewerber war auf dem Plan erschienen.

Ganz ungefähr allerdings als Konkurrent in der Gunst einer jungen Dame, meinten die befreundeten Nebenbuhler achselzuckend, wozu Gräfin Sidonie aber nur einen fundelstreblich moquanten Blick unter ihren schweren Lidern hervor auf die zuversichtlichen Sprecher gleiten ließ, während die alte Gräfin entseztliche Geschichten erzählt aus ihrer Jugendzeit über den unberechenbaren Geschmack junger Mädchen, besonders wenn ihnen eine gewisse Reife schon nicht mehr abzusprechen sei.

Nun war der große Moment gekommen.

Gräfin Gallerstadt reichte dem Obersten mit halbem Lächeln das große, steife Kuvert, das er erkaunt öffnete worauf er die inliegende lithographierte Anzeige überflog:

„Die Verlobung seiner Tochter Feodora mit dem Grafen Andreas Stannojewski auf Schloß Andrejewo zeigt ergebenst an

Fedor, Graf Gohwien, Nizza“

und auf der anderen Seite die Bestätigung unter prachtvollem Wappenschild:

„Seine Verlobung mit Feodora, Gräfin Gohwien, Tochter des Grafen Fedor Gohwien und seiner ver-

storbenen Gemahlin Lilian geborene Lady Howard Konward-Castle zeigt ergebenst an

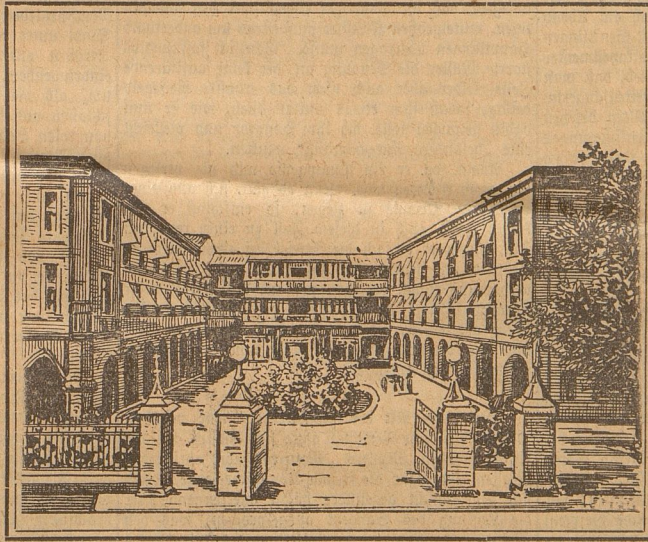
Andreas Carol, Graf Stannojewski.

Nizza, Schloß Andrejewo.“

Mit stillem Vergnügen beobachtete die alte Dame den jähen Wechsel im Gesicht des Lesenden, von unbefangener Neugier zur bitteren Ueberraschung, und nahm ihm, der etwas lange an den wenigen Worten studierte, sanft das Schriftstück aus der Hand, um es durch Vermittelung ihrer Tochter Lenzdorff zu reichen.

„Klingt prächtig, nicht wahr?“ fragte sie dabei freundlich, auf die Anzeige deutend, „diese stolzen Namen zusammen — aus drei verschiedenen Reichen eigentlich, obwohl ja Graf Stannojewski ein Deutscher zu sein behauptet, nur daß sein Erbgut im Posenischen liegt. Ja — ich wollte sagen, klingt nicht nur prächtig, sondern — ganz abgesehen von anderen Dingen — die Sache stimmt auch prächtig. Ich muß sagen, die beiden Leute scheinen mir außerordentlich zusammen zu passen — in der Größe — in der charakteristischen Verschiedenheit ihrer Erscheinung — in der gleichen, etwas steifen Vornehmheit des Wesens — in den Verhältnissen —“

Vom Erdbeben auf Jamaika.



Das Myrtle-Bank-Hotel in Kingston.

„In diesen wenigstens ohne Zweifel,“ bekräftigte Gräfin Sidby.

„Natürlich, beide sind recht wohlhabend, Stannojewski sehr reich,“ plauderte die Mutter weiter, nur um in ihrer Gutmütigkeit die peinvolle Verlegenheit, in die sie die beiden Kavaliere verlegt hatte, möglichst unmerkbar zu machen — glatt zu übergehen — als habe sie nie an die Möglichkeit gedacht, daß Aleben und Lenzdorff im Ernst Absichten auf die stolze Feodora Gohwien haben könnten.

„Also eine echts Mariage d'amour! Eine Seltenheit heutzutage und deshalb doppelt wohlthuend!“ schloß sie.

Lenzdorff drehte das Papier, nachdem er es mit einem jähen Erröten überlesen, ein paar Sekunden stumm in den Händen, als suche er nach irgend einer weiteren Erklärung, welche die Geschichte als einen schlechten Scherz hinstellen konnte. Freilich, von wem sollte derselbe wohl ausgehen? Diesen beiden vornehmen Frauen war er nicht zuzutrauen, also mußte die Sache wohl stimmen.

„Das ist allerdings eine Ueberraschung!“ sagte er dann ein wenig kleinlaut, mußte aber lächeln, als er die sichtlich Betretenheit des Obersten in dessen Zügen bemerkte.

„Ja, allerdings. Freilich! — Ich hätte es nie für denkbar gehalten, und wenn Gräfin meinen, daß

ja die beiden herrlich zusammen passen, so muß ich ehrlich sagen, daß ich absolut anderer Ansicht bin, bekräftigte jetzt Aleben.

„Ist ja unmöglich, daß sie diesen Menschen lieben kann!“ rief nun Lenzdorff ärgerlich, zum größten Vergnügen der beiden Damen seine böse Enttäuschung recht unverhüllt zeigend. „Eine Figur wie ein Mammuth, vierschrittig wie ein Bauer, mit diesem schwarz lackierten Bart, in dem sein grobes Gesicht wie in einem umgekehrten Fußsack sitzt. —

„Oh — oh! Sie übertreiben!“ lachte die Gräfin laut, und fogar Gräfin Sidoniens blaße Lippen zuckten von den weißen spitzen Zähnen zurück, in offenem Lachen, was sie um Jahre jünger und um Vieles reizvoller erscheinen ließ.

„Gar nicht übertreibe ich,“ knurrte Lenzdorff eifrig, „wie ein Oger sieht er aus! Ja — richtig — jetzt weiß ich, die Aehnlichkeit, die ich immer suchte. Als Junge hatte ich mal ein Geschichtenbuch und da war ein Bild drin, wie der Menschenfresser mit dem fußlangen Messer in der Hand und aufgetrenpelten Hemdsärmeln die unglücklichen Kinder sucht, um sie abzuschlachten. So sieht dieser edle Graf aus. Wie kann sie den lieben? — Das, behaupte ich steif und fest, ist eben unmöglich!“

„Und ich erkläre es für denkbar, für möglich und für sicher — nach mancherlei Erfahrungen, dießman im Leben macht, nach sehr vielen Beobachtungen, die das Leben in der großen Welt — so bei Frauen und Mädchen machen läßt. Sie, Herr von Lenzdorff, finden, daß Graf Stannojewski Aehnlichkeit mit dem Schreckbilde des Menschenfressers in dem Märchenbuch hat — und ich finde ebenfalls eine Aehnlichkeit, die er haben könnte: Dithello, der fürstliche Mohr! Etwas Interessanteres aber möchte ich für einen weiblichen Geschmack, um hingebende, demutsvolle Liebe zu gewähren, kaum geben.“

„Na, mag sie ihn meinetwegen lieben! Aber was die Hingebung und Demut einer sanften Desdemona betrifft, da schneidet sich dieser gräßliche Mohr, glaube ich, dem doch,“ lachte Aleben, der sich zu fassen begann.

„Und Hände hat der Mensch, wie ein Hufschmied, Urmalsbäume aus der Erde zu reißeln! — Wirklich schauerhaft, diese großen, braunen, behaarten Tazen!“ rief Lenzdorff, verstoßlen seine eigenen weißen, weichen Hände betrachtend, was die Gräfin Sidonie mit spöttischem Streifsblick bemerkte.

„Daran finde ich auch nichts, was die Liebe hindern müßte,“ sagte sie gleichmütig, „im Gegenteil! Das lößt Ehrfurcht, Staunen vor gewaltiger Körperkraft des Mannes ein, Vertrauen, die eigene zarte Hilflosigkeit, das eigene weiche weisse Händchen in diese Riesenhand zu legen! Furcht hat aber noch nie die Liebe eines weiblichen Wesens ausgeschlossen. Wiederum das Gegenteil eher. Nein, Herr von Lenzdorff, wir wollen nicht kleinlich sein und den Leuten ihr Glück gönnen. Mama hat Recht — es ist eine passende Partie in jeder Beziehung.“

In diesem Augenblick zuckte Lenzdorff leicht zusammen.

„Wetter! Da kommen sie, glaube ich,“ sagte er hastig.

Voll Interesse neigte sich die alte Gräfin ein wenig vor, der Richtung von Lenzdorffs Blick folgend.

„Natürlich!“ sagte sie lebhaft. „Ah — ganz in Weiß — die schöne Person — wundervoll!“

„Und höchst auffallend, wie immer!“ nickte Gräfin Sidonie, über deren Gesicht plötzlich ein Etwas, wie geheimer Widerwille flog.

(Fortsetzung folgt.)

Die Durchlauchtigsten Pelztiefel.

Humoreske von Felix Brentano.

(Nachherst verhehrt.)

Der Herr Intendant des fürstlichen Hoftheaters, Freiherr Adolar von und zu Bomst-Senfelingen, befand sich in hochgradiger Aufregung. Am Hofe wurde der Besuch einer dem Fürstenhause nahe verwandten königlichen Hoheit erwartet, und da diese dafür bekannt war, höchst muskeltüchtig zu sein und namentlich für die italienische Oper zu schwärmen, so hatte der Intendant den allerhöchsten Befehl erhalten, unter allen Umständen dafür Sorge zu tragen, daß dem erlauchten Gast dessen Lieblingsoper, der Verdi'sche „Troubadour“, in möglichster Vollenbung vorgespielt werde.

Nun war dies allerdings leichter zu befehlen, als auszuführen.

Das musikalische Ensemble der fürstlichen Bühne war absolut nur auf Operetten geeicht und seine Leistungsfähigkeit äpfelte, unter Zuhilfenahme des gesamten Schauspielpersonals, in einer nicht gerade faszinierenden Aufführung der Strauß'schen „Fledermaus“, die seit Jahren als die pièce de résistance des Repertoires galt und deshalb nur bei aufgehohemem Abonnement gegeben wurde.

Und nun verlangten Durchlaucht eine große Oper. Woher nehmen und nicht stehen? Noch am Abend spät hatte Herr Adolar von und zu Bomst-Senfelingen eine lange Konferenz mit dem alten Hofkapellmeister abgehalten, deren Ergebnis war und blieb, daß man zur Not die „Leonore“ mit der ersten Operettenfängerin, die „Auzena“ aber mit der komischen Alten besetzen könne, da beide Damen eideschwurliche Versicherungen abgegeben hatten, daß diese Partien seit ihrer frühen Jugend — die allerdings in dämmerhafter Nebelform hinter ihnen lag — zu den Glanzleistungen ihres Repertoires zählten, während den „Luna“ ein baritonischer Anfänger übernehmen sollte, der den von „heißer Liebe Seynen“ durchglühnten Grafen zwar subdiert, aber noch nicht auf den weltbedeutenden Brettern verkörpert hatte.

Soweit war die Sache in Ordnung. Allein es galt da noch eine Partie zu besetzen, die immerhin auch eine gewisse Bedeutung in dem Verdi'schen Werk hat — die des „Marrico“. Und für diesen einen Vertreter aus den zur Verfügung stehenden Kräften herauszufinden, erwies sich, trotzdem die beiden Herren das Für und Wider so lange ermogten bis ihnen die Köpfe dampften, als eine ebenso blanke Unmöglichkeit, wie die Aufführung des „Troubadour“ überhaupt, wenn es dem Herrn Intendanten, vor dessen banger Seele schon das bräunende Gespenst der allerhöchsten Ungnade schwebte, nicht noch in leger Stunde gelang, einen auswärtigen Sänger des geheimnisvollen Titelhelden zu beschaffen, den man haben mußte und „wenn er“, wie Herr Adolar von und zu Bomst-Senfelingen verzweiflungsvoll ausrief, „hundert und fünfzig Mark koste.“

Da kam, angeht dieses eminenten peluniären Zustandes, dem Hofkapellmeister ein rettender Gedanke. Er erinnerte sich plötzlich, daß er vor drei Wochen von einem in Cassel domizilierten, engagementlosen Tenoristen, der den nicht ganz ungewöhnlichen Namen Müller führte, einen Brief mit der Anfrage bezüglich einer Anstellung oder eines eventuellen Gastspiels erhalten habe. Der Brief wurde damals ablehnend beantwortet, erschien aber jetzt dem Herrn Intendanten als ein Dokument, das wie ein roter Schimmer der Hoffnung in die Nacht seiner trostlosen Verlegenheit leuchtete. Man mußte schleunigst versuchen, dieses Müller habhaft zu werden.

Und so ging denn eine halbe Stunde später ein unter ausgiebiger Benutzung der fürstlichen Gebührenschrift abgefaßtes Telegramm an den Sänger mit dem Sammelnamen ab, daß diesem die Einladung zu einem einmaligen Gastspiel übermittelt sei.

Die Antwort des Sängers traf denn auch prompt ein:

„Akzeptiere und möchte gern reisen. Gabe aber kalte Füße. Erbiete telegraphische Zusendung.“

Nun hätte ein gewöhnlicher Stadttheaterdirektor den scherzhaften Passus von den „kalten Füßen“ jedenfalls richtig dahin gedeutet, daß es dem Künstler an

Reisegelb fehle und er dessen Zusendung per Draht wünsche. Allein für Herrn Adolar von und zu Bomst-Senfelingen war diese Umschreibung, sowie der ganze Künstler-Jargon eine absolute terra incognita, der er vollständig ratlos gegenüber stand. Und so legte er das Telegramm seinem Gelehrten vor, der in die Worte ausbrach:

„Einfach verrückt! Kalte Füße im September! Lächerlich! Na, so schicken Sie dem Menschen meinetwegen ein Paar Pelztiefel aus meiner Garderobe!“ Tiefaufatmend ob dieser glücklichen Lösung der brennenden Frage, entfernte sich der Herr Intendant und zehn Minuten später ging abermals eine Depesche an Müller ab:

„Halten Sie sich reisefertig. Pelztiefel unterwegs.“

Nun war die Reihe zu erkaunen an dem Sänger.

Verblüfft starrte er das Telegramm an, strich sich wie geistesabwesend mit der Hand über die Stirn, überflog nochmals das Blatt und entschloß sich dann, den fürstlichen Intendanten höchst respektvoll für blödsinnig zu erklären und das Weitere abzuwarten.

Dieses Weitere aber kam am andern Morgen in Gestalt eines kolossalen Pakets, das wirklich nichts enthielt, als ein Paar wertvolle Pelzjagdtiefel, deren Länge und enorme Füße ein breites Zeugnis dafür ablegten, daß ihr bisheriger Eigentümer den schmachtigen, mittelgroßen Künstler mindestens um anderthalb Hauptlängen überragen müsse. Gänzlich fassungslos starrte Müller die Sendung an, der keine aufklärende Zeile, leiser aber auch nicht das erhoffte Reisegelb beilag, jedoch ihm etwas unklar blieb, wie er nun dahin gelangen solle, wo ihm Honorar und vielleicht eine „besondere Auszeichnung“ winkten.

Allein, da er ein Pumpgenie und nie verlegen um einen Ausweg war, wenn es galt, sich aus einer peluniären Klemme zu ziehen, so entschloß er sich kurzer Hand auch in diesem Fall zu einer rettenden Tat, indem er einfach die Stiefel bei einem biederen Hebräer, mit dem er seit Jahren in reger Geschäftsverbindung stand, verpackte und mit dem Erlös dieser Finanzoperation alsbald nach der fürstlichen Residenz abdampfte, um dort den Hof, den hohen Adel und das verehrungswürdige Publikum durch seinen „Marrico“ zu entzücken.

Der dritte Akt der „Gala-Oper“ war vorüber. Das einheimische Personal hatte sich leidlich aus der Affäre gezogen, Müllers „Marrico“ aber entschieden gefallen und sogar die fremde königliche Hoheit hatte sich Durchlaucht gegenüber höchst anerkennend über die Leistung des Sängers ausgesprochen, was den Fürsten veranlaßte, sich in Begleitung des Intendanten im Zwischenakt auf die Bühne zu begeben, um dort einen Augenblick die Sonne seiner Gnade über dem Hoftheatergast leuchten zu lassen.

Dieser hatte seit seinem Eintreffen noch keine schickliche Gelegenheit gefunden, sich bei Herrn Adolar von und zu Bomst-Senfelingen über die rätselhaften Pelztiefel zu orientieren. Offen gestanden, war ihm das nicht ganz unlieb, da es ihn etwas peinlich berührte, daß er die Stiefel ja garnicht mit sich führte und in die größte Verlegenheit geraten konnte, falls jemand sich nach deren Verbleib bei ihm erkundigte. Und jetzt rief man ihn aus seiner Garderobe auf die Bühne, wo er dem Fürsten vorgefellt werden sollte. Eiligt stürzte er hinaus und stand gleich garau vor Durchlaucht, die ihn huldvollst also anzureden geruhete: „Sehr brav — sehr! Haben mir außerordentlich gefallen und gestatte mit, Ihnen in Anerkennung Ihrer Leistung — meine Pelztiefel zu schenken!“

Müller, der mindestens die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erwartet hatte, machte ein furchtbar dämliches Gesicht und ersi, als der Fürst gnädig lächelnd seine Anrede mit den Worten schloß: „Werden nun nicht mehr nötig haben, telegraphisch über kalte Füße zu klagern.“ ging ihm ein Licht über die Sendung auf. Tief verbeugte er sich vor und hinter der abgehenden Durchlaucht und sang, bezüglich der „besonderen Auszeichnung“ etwas enttäuscht, seinen Part im vierten Akt vielleicht um einige Grad weniger begeistert zu Ende.

Der Bühne hat Müller seit einigen Jahren entsagt und lebt als wohlrangierter Rentier in seiner Vaterstadt.

Die Durchlauchtigsten Pelztiefel besitzt er noch. Da er sie aber um ihrer Größe willen nie tragen konnte, so hat er sie für Kinder und Kindeskinde als Andenken an sein erstes Hoftheatergastspiel und die ihm bei dieser Gelegenheit zu teil gewordene fürstliche Huld in einem Glasschrank zur Schau gestellt, den er für diesen Zweck machen ließ.

Jedenfalls halten sie auf diese Weise auch länger. „Lang — lang ist's her!“

Die Geschichte von Kingston.

Kingston, die Hauptstadt Jamaikas, die von einem Erdbeben zerstört worden ist, verdankt ihr Aufblühen und ihre ganze Entwicklung ebenfalls einem Erdbeben. Während die Stadt im 17. Jahrhundert nur geringe Bedeutung hatte, war ihr Hafen unter dem Namen Port Royal eine wichtige Werft und Landungsstätte für die englische Flotte. Port Royal wurde im Jahre 1692 durch ein Erdbeben vollkommen zerstört, ein Unglück, das einen gewaltigen Verlust an Menschenleben forderte und einen großen Teil der Stadt unter den Wellen des Meeres begrub. Ganze Straßen mit ihren Einwohnern wurden von den eindringenden Wassern verschlungen, und viele kamen um, als die schlaffenden Hügel der Erde sich wieder schlossen und sie zu Tode brückten. Der Hafen war von toten Leibern erfüllt, der Friedhof zerstört, und die Särge, in denen die Toten gelegen, trieben, aus ihrer Erdenruhe aufgeschreckt, mit zerstreuten Gebeinen auf dem Meere. Unter den Lebenden, die der Wut der Elemente entgangen waren, brach eine furchtbare Pest aus und raffte Tausende dahin. So blieben von der blühenden Hafenstadt nur wenige Ueberreste, die bald auch vom Erdboden verschwanden, und wie das magische Bild einer versunkenen Stadt werden nur noch von Zeit zu Zeit durch das klare blaue Wasser hin einzelne Trümmer von Port Royal sichtbar.

Nach dem Untergang der mächtigen Kivalin begann sich Kingston zu entwickeln; man suchte dem traurigen Geschick, das Port Royal vernichtet, zu begegnen, baute auf einer weiten Fläche niedere kleine Häuser und ließ nur wenige Gebäude mit anspruchsvollerer Architektur entstehen. So ward die Stadt, in ihrer schmiegamen Zierlichkeit von blauen, prächtigen Höhenzügen überrannt, ein Ort der Bequemlichkeit und Wohlhabenheit, erreichte in den Tagen der großen englischen Fehden mit Frankreich durch ihren bedeutenden Zuderhandel große Macht und hielt sich, obwohl sie im Laufe der Jahrhunderte von vier schrecklichen Feuersbrünsten heimgesucht wurde, in ihrer wichtigsten Handelsstellung. Sie besitzt eine vorzügliche Wasserleitung und ist mit elektrischem Licht beleuchtet. Das interessanteste Gebäude ist die Pfarrkirche, in der sich das Grabmal des großen britischen Admirals Bendor befindet, der 1702 in einer ruhmreichen Seeschlacht starb. Rund um ihre Mauern sind Gedenksteine aufgerichtet, die die Namen längstvergessener Helden der englischen Flotte der Nachwelt überliefern. So schwebt eine ehrwürdige Stimmung von historischer Größe um dieses schönste Denkmal der Geschichte von Kingston. Als es vor einiger Zeit restauriert wurde, fand man, daß Blöcke harten Holzes in die Mauern von den alten Baumstammern eingebaut worden waren, um dem Bau im Falle eines Erdbebens mehr Elastizität zu geben.

Die günstige und geeignete Lage Kingstons ist früh erkannt worden. Als Columbus die Stelle als erster erblickte, „wurde er von Entzücken und Bewunderung ergriffen über die Neuheit, Mannigfaltigkeit und Schönheit dieses Anblicks.“ Ein früher Besucher der Stadt erzählt, daß sie „sehr bequem angelegt, glücklich und schön erbaut sei, viele weiträumige Häuser habe und der Wohnsitz der größten Kaufleute und Händler sei.“ Durch die Lagerhäuser von Kingston ist fünf Generationen lang viel von dem Reichthum der spanischen Kolonien geflossen, und

unter der britischen Herrschaft hatten Kaufleute und Schiffseigentümer von Kingston den engsten Zusammenhang mit dem damals ebenfalls noch von England beherrschten Amerika und besaßen in Boston und New-York Landhäuser für die heiße Jahreszeit.

Eins der schönsten Bauwerke ist das Kings House im spanischen Stile, sowie das Myrtle-Bankhotel in Kingston, welche wir auf Seite 44 und 45 in unsern Lesern zur Anschauung bringen.

Ein Geschenk des Zaren unter dem Hammer. Ein ungewöhnlich kostbarer Schmuckgegenstand, ein aus 45 hervorragend schönen Perlen bestehendes Halsband, wurde dieser Tage in New York veräußert. Die größten der Perlen waren größer als Kirchtürme, die kleinsten wenigstens halb so groß wie ein Kirchturm; alle zeichneten sich durch besonderen Glanz und herrliche Klarheit aus. Die frühere Besitzerin hatte das Halsband von dem verstorbenen russischen Zaren zum Geschenk erhalten. Die Versteigerung erregte das größte Aufsehen in den New Yorker Gesellschaftskreisen, und es entspann sich zwischen den Beteiligten ein erbitterter Kampf, bis schließlich der Schmuck für 25 000 Mark an einen Juwelengändler in der fünften Avenue überging.

Mein Glück.

Im schattigen Wald, beim Amfeschall, Da hab' ich mein Glück gefunden! Es lachte mich an wie Sonnenstrahl, Ach, Herz, nun wirst Du gefunden.

Das Glück, das ich nie zu finden geglaubt, Ich halte es jetzt in den Händen; Darauf hab' ich Liebe und Hoffnung gebaut, Kein Leid soll es mir mehr entwinden.

Mein Leben liegt vor mir so sonnig und klar, Nicht quälst mich Kummer und Sorgen, Ich kenne kein Leiden mehr und Gefahr, Im Glück bin ich ganz nun geborgen.

Vermischtes.

Die Besatzung eines Ozeanriesen. Der Kapitän eines großen Ozeanrenners ist ein kleiner König in seinem Reich. Der Herrscher auf dem Schnellbooter „Kronprinzessin Cecilie“ des Norddeutschen Lloyd gebietet über ein Heer von 679 Köpfen, davon sind 24 Offiziere, Ärzte, Zahnärzte und Postbeamte, 61 Maschinisten, Elektriker, Keilschmiede und Schmirer, 231 Oberheizer, Heizer und Kohlenheizer, 229 Stewards, Stewardessen, Zwischendeckwärter, 33 Aufwäcker und Bootleute, 33 Köche, Bäder, Schlächter, Kombitoren, 9 Barbier, Friseur, Buchhändler, Gepäckmeister, Marconibeamte, 59 Steuer-, Boots- und Zimmerleute, Segelmacher, Matrosen und Kampenwärter.

König Oscar und das Chinesische. König Oscar ist zweifellos der sprachkundigste aller Herrscher auf europäischen Thronen. Er vermag in sieben oder acht Sprachen fließend zu schreiben und zu sprechen. Darunter befindet sich auch, wie eine englische Wochenzeitschrift behauptet, das Chinesische. Eines Tages sagte der verstorbenen Lord Salisbury, als er in Stockholm gehört, daß der König sechs Briefe in sechs verschiedenen Sprachen geschrieben hätte, scherzhaft: „Dann verstehen Meistler wohl auch Chinesisch?“ „Nein, nein!“ sagte König Oscar ganz geteufelt, „ich habe aber schon angefangen, es zu lernen, und kann hoffentlich bald dem Kaiser von China in seiner Sprache schreiben.“

Eine hübsche Bismarck-Anecdote wird in „Pearsons Magazine“ erzählt. Eines Tages war Lord Russell bei Bismarck und reagierte ihm im Laufe des Gesprächs, welches Mittel er sich bediente, um lästige Besucher loszuwerden, die man nicht abweisen darf, die aber das Fortgehen zu vergessen pflegen. Der Reichskanzler antwortete lachend: „Ach, da habe ich ein sehr leichtes und sicheres Mittel. Meine Frau versteht sofort, wenn ein Besucher zu dieser schrecklichen Sorte Menschen gehört, und wenn sie merkt, daß einer von diesen absolut nicht wieder gehen will, so findet sie irgend einen Vorwand, mich abzurufen.“ Kaum hatte Bismarck diese Worte gesprochen, als die Fürstin auf der Schwelle des Zimmers erschien. „Mein Lieber,“ sagte sie, „komm doch endlich einmal Deine Medizin nehmen — es ist schon eine Stunde her, daß Du hättest einnehmen müssen!“

Seiters.

Erblich belastet. Der kleine Mar hat seine Rechnungsgabe wieder falsch gemacht. „Wenn das noch einmal vorkommt, muß ich an Deinen Vater schreiben!“ jagt der Lehrer. — „Der hat mir ja geholfen!“ plagt Mar heraus. — „So... Das ist Dein Vater?“ — „Zahnteller!“ gibt Mar zur Antwort. (Lust. Bl.)

Günstige Mäßigkeit. Duobesfürst (von einer Unsaubere se beintend). Wie kommt es nur, daß mir mein Land jetzt so klein erscheint! — Ich bin doch nicht etwa inzwischen kleiner geworden? (Z. Bl.)

Der Pros. Ihre Kalkblütigkeit ist erstaunlich, Herr Kommerzienrat. Die Nachricht, daß einer Ihrer Kassierer nach Amerika durchgebrochen ist, scheint Sie gar nicht aufzuregen! — „Was ist's auch Besonderes, Verehrter? Bei dem großen Personal, das ich habe, ist immer der eine oder andere Kassierer auf dem Wege nach Amerika.“ (Megg.)

Die junge Dichtersgattin. „Bist Du denn mit Deinem Manne glücklich?“ — „Ach nein — Armut beißt so gar kein bißchen Brot!“ Kürzlich hat er mit dem Honorar für einen Biß einen Trauerkrank bezahlt, und jetzt will er von den Tantelken für sein Trauerstück eine Vergütungsvreise machen.“ (Z. Bl.)

Verstümmelt. Baron (zu seinem Diener): „Wenn der Weinreisende kommt, sagen Sie ihm, sein Wein wäre sehr schlecht gewesen, ich verzichte auf weiteren. Befragen Sie ihn nur ganz geduldig!“ — „Das habe ich bereits getan, Herr Baron, der Reisende war nämlich schon da.“ (Megg.)

Rästel-Ecke.

Umstellrästel.
Gie — Laub — Menge.
Stellt die Buchstaben dieser drei Worte so um, daß der Name eines bekannten deutschen Dichters entsteht.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Geschäftliches.

Barel. Die Großherzogliche Baugewerk- und Maschinenbauerschule in Barel bezweckt in 4 Halbjahrestufen Bau- und Maschinenbauern heranzubilden, daß sie den Anforderungen des Bauplazes, Bureau, Fabrikbetriebes etc. genügen. Die Lehranstalt steht unter der Aufsicht des Großherzoglichen Staatsministeriums, Departement des Innern. Laut Verfügung Großherzoglichen Staatsministeriums gilt das Reizegnosse der Schule bei Bewerbungen um geeignete Stellen in der Oldenburgischen Eisenbahn-, Bau- und Kanalbauverwaltung vorzugsweise als Nachweis einer genügenden Fachschulbildung, gleiche Qualifikation der Bewerber vorausgesetzt.

Das billigste und zuträglichste Getränk ist Bouillon, namentlich bei kalter Witterung lenkt man ihren Wert recht schätzen. Bekanntlich wirken alkoholische Getränke erschöpfend, Fleischbrühe dagegen belebend auf den ganzen Organismus, besonders auf Herz und Gehirn. Am einfachsten und billigsten verfährt man sich eine Bouillon mit Maggi's altmännlichen Bouillonkapseln. Diese sind eingedickte natürliche Fleischbrühe und ergeben nur durch Ueberlegen mit fochendem Wasser sofort eine vorzügliche Fleischbrühe. Man verlange aber in den einschlägigen Geschäften ausdrücklich Maggi's Bouillonkapseln.

Die Firma J. A. Schulze, Konservefabrik in Magdeburg 50 ist unteren werten Lesern und Verehrern aus deren langjähriger Intention in diesem Blatte bekannt und sicherlich hat ein großer Teil von ihnen die rühmlichst bekannten Fabrikate, als da sind ff. delikates Pflaumenmüßli und ff. Speise-Kunstbrot bereits bezogen. Welches Renommée die Firma genießt, geht daraus hervor, daß der Inhaber dieser Firma, Herr J. A. Schulze, auf der Thüringer Nahrungsmittelexposition in Erfurt die silberne Medaille und ein Ehrendiplom erhalten hat. Diese verdiente Anerkennung wird hoffentlich dazu beitragen, der Firma J. A. Schulze noch weitere Kunden zuzuführen. Es liegt dies nicht zuletzt im Interesse unserer Leser, da sie die Gewißheit haben können, bei der genannten Firma gut bedient zu werden.

Zellner's
MAGGI'S
Suppen
4 Würfel für 2 Teller
10³
DIE BESTEN!
Hochst garant. r. Honig best. Speise-w. deutsch. Blonden. 1/2 Vers d. 10 Pf. Dose z. Mk. 6.50. Feinst. hell. Waben- (Scheiben) Honig 8 Pf. netto Mk. 9.20 per Post, fr. Gar. Rücken. E. Reil. Nordloh 3, b. Auguststein, Oldb.

Königreich Sachsen
Technikum Hainichen
Masch. u. Elektro-Ingenieure, Techn. Werkm. Neuzeit. Laboratorien. Prgr. fr.
Thüringisches
Technikum Jlmeneau
Maschinenbau u. Elektrotechnik, Abteilungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister.
Lehrfabrik.
Alles
für Dillstantenarbeiten, Vorlagen für Laubsägeel, Schnitzerei, Holzbohrer etc., sowie alle Utensilien u. Materialien hierzu. (Illustr. Katal. 1/60 Pf.)
Hry & Widmayer, München 15.

Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei & leiden nicht an Verdauungsstörung.
Kufekes
Kindermehl
Hervorragend bewährt bei Brei, durchfall, Darmkatarrh, Diarrhoe etc.
Von Tausenden von Ärzten des In- und Auslandes empfohlen.

Öffentlicher Dank.

Herrn Franz Wilhelm, Apotheker, L. u. L. Hoflieferant, Neunfirchen bei Wien, wird unterm 11. August 1897 aus Altona geschrieben:
„Ich bin bereits 70 Jahre alt und litt seit 10 Jahren an Gelenk-Rheumatismus, ebenso an Hämorrhoidalnoten und konnte keine Hilfe finden. Nur ihr Wilhelm's antiarthritischer antirheumatischer Blutreinigungsbrei hat mich von meinem Leiden in drei Wochen vollständig befreit. Ich sage Ihnen, sowie der Gräfin, über deren Bericht ich in der Zeitung gelesen, meinen besten Dank.“
Mit aller Hochachtung
Christ. Ackermann, Rentier.
Altona bei Hamburg, Reichenstr. 6.
Preis: 1/2 Paket M. 2.—, 1/3 Paket M. 1.—.
Bestandteile: Innere Ringe 56, Wallnussöl 56, Umentube 75, Braug. Drogenblätter 50, Feinguldrater 35, Escariolenblätter 50, Umentblätter 75, Rindfleisch 150, rotes Sandelholz 75, Borsdammrinzel 54, Carrumrinzel 3.99, Radie. Carophyll 3.50, Chinurinde 3.50, Carrumrinzel 57, Fenchelmügel (Samen) 75, Grasmügel 87, Kapuzenmügel 87, Säckelmügel 75, Säckelmügel 75, Fenchel röm. 3.50, weißen Senf 3.50, Radikallentel 75.
Die Bestandteile sind nach einem eigenen Verfahren geschnitten und getrocknet, wodurch der Wert speziell erhöht ist. Nicht zu verwechseln mit gewöhnlicher Handelsware.
Zu beziehen durch alle Apotheken des Deutschen Reiches. Vorsicht bei Einkauf. Man weise minderwertige Nachahmungen entschieden zurück und beachte den Namen und die Schutzmarke des Leos.
Wo nicht erhältlich, direkter Versand.

Max Pasch, Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 68.
In meinem Verlage erscheinen:
Uebersichtskarte der Verwaltungsbezirke der Kgl. preussischen Eisenbahn-Direktionen.
Bearbeitet im Ministerium der öffentlichen Arbeiten.
Maßstab: 1:1 000 000. — Preis: Unaufgezogen Mark 6.—, aufgezogen Mark 13.—.
Uebersichtskarte der Eisenbahnen Deutschlands.
Bearbeitet im Reichs-Eisenbahn-Amt.
Maßstab: 1:1 000 000. — Preis: Unaufgezogen Mark 9.—, aufgezogen Mark 16.50.
Der Eisenbahn-Güterverkehr
(deutsch und international).
Nach dem neuesten Stande der Vorschriften bearbeitet von W. Pietzsch, Geh. erped. Sekr. im Reichs-Eisenb.-Amt.
Preis 3 Mark.

